Nummer 93. XXI. Jahrgang. **Abend-Ausgabe.** Sonnabend, 20. Februar 1892.

Berliner Tageblatt

und Handels-Zeitung.

Die Protestanten-Verfolgung im Piräus.

(Von unserem Korrespondenten.)

Athen, 16. Februar.

Die griechische evangelische Gemeinde im Piräus, der Hafenstadt Athens, besitzt in dem hochgelegenen Stadtviertel Terpsithea (Augenweide) ein Haus, in dem sie sich jeden Sonntag gegen zwei Uhr Nachmittags versammelt, um den Vorträgen ihres Lehrers, eines gewissen Herrn Kalapothakis, zu folgen, der wohl von Geburt ein Grieche ist, aber lange Jahre in Amerika gelebt hat und amerikanischer Bürger geworden ist. Seit einiger Zeit waren diese Versammlungen dem Piräus-Pöbel ein Dorn im Auge; Sonntag, den 7. Februar, freigerten sich die Belästigungen dermaßen, daß Herr Kalapothakis sich bewogen fühlte, eine Anklage gegen die Haupträdelsführer einzubringen, die denselben eine empfindliche Strafe zuzog. Das goß Oel ins Feuer.

Am letzten Sonntag, den 14. Februar, rotteten sich gegen 500 Rowdies nach Beginn der Versammlung um das an einem Platz liegende Haus zusammen und begannen nach einigem Warten den Sturm mit einem Bombardement von Steinen, die in Massen durch die Fenster auf die dritmen Versammelten flogen. Der erste Erfolg giebt neuen Muth, der Pöbel stürzt zum Eingang des Hauses, und unter dem ermuthigenden Zuruf: „Drauf auf die Freimaurer!" — mit diesem Wort bezeichnet der griechische Pöbel verächtlich die Andersgläubigen — wird die Thür erbrochen. Jetzt geht Alles drunter und drüber. Einige von den Protestanten verstecken sich, andere suchen sich zu retten, was ihnen auch mit Mühe und Noth trotz der auf sie regnenden Hiebe und Steinwürfe gelingt; sie erreichen das nahe gelegene englische Konsulat. Aber auch hier werden sie von der wüthenden Menge verfolgt; glücklicherweise vermögen die Zureden und sogar Drohungen einiger Verständigeren ein noch größeres Unheil abzuwenden, welches Griechenland in die schwersten diplomatischen Verwickelungen hätte bringen können. Mittlerweile hat der Pöbel in der Schule das Werk der Zerstörung fortgesetzt. Nachdem die Personen, die seine Wuth gereizt hatten, blutig geschlagen sind und sich mit zerfetzten Kleidern glücklich gerettet haben, wendet der Mob sich gegen die Sachen. Die Bücher, die Sitze, Alles, was nicht niet- und nagelfest ist, wird herausgerissen, mit Petroleum übergossen und verbrannt.

Aber die Polizei? Die wenigen Polizisten, die an Ort und Stelle waren, konnten nicht Widerstand leisten, und als Verstärkung anlangte, konnte sie das Geschehene nicht ungeschehen machen. Endlich wurde eine theilweise Ruhe hergestellt, und der größte Theil der Menge verlief sich. Aber selbst die Nacht hindurch wurde der Platz nicht leer von Figuren, denen man anmerken konnte, daß sie bei der ersten gebotenen Gelegenheit wieder loschlagen würden.

Montag Morgen entstand in der Nähe der evangelischen Schule Feuer, das im ersten Augenblick für größer, als es wirklich war, gehalten wurde, sodaß alsbald die Glocken geläutet wurden. Auf die Nachricht von dem Brande und auf das Feuersignal hin strömte die Bevölkerung in unabsehbaren Massen wieder zu dem Platze, und die seit dem vorhergehenden Abend dort aufgestellte Wache konnte die Menge nur mit aufgepflanztem Seitengewehr abhalten. Ein ruhiger Bürger, der dem Pöbel Vorstellungen machte, mußte sich, von der wüthenden Menge verfolgt, eiligst flüchten; hinzueilende Soldaten nahmen ihn in ihre Mitte und retteten ihn in einem zufällig daher kommenden Wagen. Ein Haus, in das sich einige Protestanten geflüchtet hatten, wurde förmlich belagert, und nur der aufopfernden Thätigkeit der Polizei ist es zu danken, daß nicht dieselbe Szene, wie am Tage vorher, sich wiederholte.

Der englische Gesandte und der englische Konsul haben dem Minister des Auswärtigen über die Angelegenheit Vorstellungen gemacht; die Untersuchung ist im Gange und wird hoffentlich nicht nur Licht in diese geradezu unbegreiflichen Vorkommnisse bringen, sondern auch die Schuldigen der verdienten Strafe zuführen. Jeder Kommentar ist für den Augenblick überflüssig.

---

* Der Reichstagsabgeordnete **Ludwig Bamberger** bespricht in der „Nation" die **allgemeine politische Situation**, wie sie sich unter der Einwirkung des **Volksschulgesetzentwurfs** herausgebildet hat. Bambergers Artikel trägt den Titel: **„Der staatserhaltende Beruf der Hölle".** Wir entnehmen demselben die nachfolgenden Bemerkungen:

„Das neue Schulgesetz, dessen Quintessenz in der Vorstellung sitzt, daß die Schreckmittel der ewigen Strafen, künftig besser eingeschärft, das wahre Mittel zur Erhaltung der Monarchie seien, ist dem Geiste nach ein Vermächtniß des „alten Kurses", wenn auch der Urheber des alten Kurses vielleicht zu vorsichtig gewesen wäre, diese Anwendung davon zu machen. Es mag seiner Schadenfreude zu wohlgefälliger Sättigung gereichen, daß sein Nachfolger nun mit der Vollstreckung dieses stillen Vermächtnisses in den größten Fehler verfiel, den er überhaupt begehen konnte. Die jetzige Regierung steht über dem Verdacht, den gewaltigen Mißgriff des Volksschulgesetzentwurfs mit Vorbedacht und in voller Schätzung seines Effekts begangen zu haben. Man muß hier eher an einen Irrthum als an eine Absicht glauben. So wenigstens erscheint es nach der ganzen Haltung, die der neue Kanzler in den zwei Jahren seines Waltens beobachtet hat; so auch erscheint es nach den Reden, mit denen er sich in den Debatten über die Sache bethätigte. Es werden in der Welt oft große Fehler begangen, weil ihre Urheber sich in einem Zustand friedlicher Besonnenheit befinden, die sie verleitet, unbefangen ins Unheil hineinzugehen. Es könnte ja vermessen erscheinen, dergleichen einem Mann von der Stellung und Bedeutung des neuen Kanzlers zuzutrauen, aber daß es möglich ist, sich auch mit Augen, die durch Erfahrung auf diesem Gebiet viel mehr geschärft sein müßten als die seinen, zu täuschen, dafür haben wir einen unwiderleglichen Beweis in der Mißverständigung des Finanzministers. Wenn nicht alle Zeichen trügen, hat Miquel den Effekt dieses Gesetzentwurfs lange nicht stark genug vorausgefühlt. Ueber das, was im Stadium der Vorberathung im Schooße des Kabinets sich begeben hat, schwebt noch ein Dunkel. Aber soviel scheint ausgemacht: die höchste Energie des Widerstandes ist vom Finanzminister im entscheidenden Augenblick nicht eingesetzt worden, um das Unglück zu verhüten, eben weil er dessen Größe nicht ermaß. Und das ist doppelt merkwürdig bei einem Mann, der alles Elend des Kulturkampfes von der ersten bis zur letzten Stunde mit durchlebt und dessen Schäden stets lebhaft empfunden hatte. Es ist bezeichnend für die Verschiedenheit der Naturen, daß Herr von Bennigsen sich hierin ein viel richtigeres Gefühl bewahrt hat, denn aller Wahrscheinlichkeit nach ist er zu seinem resoluten Auftreten im Reichstag ohne vorheriges Einverständniß mit seinem alten Zeitgenossen gekommen. Dem Geist wie der Ausführung nach scheint das Verdienst dieses Auftretens Herrn v. Bennigsen allein angerechnet werden zu müssen. Merkwürdiger Weise sind von denen, die bis jetzt zum Widerstand aufgerufen haben, die Wenigsten über die schwerste Folge des Mißgriffs, daß nämlich der Kulturkampf wieder eröffnet wird, zur Kenntniß gekommen, ja ihr Unwille schreibt sich zum Theil davon her, daß in ihnen selbst wieder der Dämon des Kulturkampfes erweckt worden ist. . . .

. . . Täuschen man sich doch nicht darüber! So groß die Zahl derer sein mag, welche aus innerster Ueberzeugung für die Sache der Freiheit in der Erziehung und gegen jede kirchliche Usurpation sich erheben, der Kern der ganzen Gegenbewegung mag das Feuer der Wuth sitzt doch bei denjenigen Protestanten, welche in dem neuen Gesetz insbesondere die Machterweiterung der katholischen Geistlichkeit erblicken. Und nicht bloß auf Seiten des Angriffs sieht es so aus, auch auf Seiten der Vertheidigung. Das Centrum wirft Alles, was es unter der Flagge „Freiheit, Wahrheit und Recht" seit Jahrzehnten an Bord führte, als schädlichen Ballast ins Meer, um jene kostbare Fracht in den Hafen zu bugsiren. Mag auch die Regierung an ihrem Theil den Kulturkampf nicht wieder eröffnet haben für jetzt, in der Bevölkerung ist er bereits wieder ausgebrochen, und das Schlimmste am alten Kulturkampf war nie, daß er von der Regierung, sondern daß er von einem Theile der Bevölkerung gegen den anderen geführt wird. Uebrigens, wenn es in der Bevölkerung tobt, wird schließlich die Regierung, die jetzt über beiden Theilen zu schweben sich einbildet, doch selbst wieder mit hineingezogen werden. . . .

. . . Und warum? — so schließt Bamberger seinen Artikel. — Was nöthigte dieses neue, seinem Beruf und seiner Natur, ja höchst wahrscheinlich seiner ganzen Absicht nach auch auf den inneren Frieden angelegte Regiment, diese schreckliche Pandorabüchse wieder zu öffnen? Eine geistreiche Frau pflegte zu sagen: „Das meiste Unglück kommt von den überflüssigen Fehlern der Menschen her."

Ein solch ganz überflüssiger Fehler war die Erfindung dieses unglückseligen Gesetzes. Soll aber die nackte, letzte, einfältige Wahrheit über den Kern seines Entstehens gesagt werden, so muß die Antwort dahin lauten: Weil man sich nicht genug mit der Wehr und Waffe des Diesseits, mit Strafgesetz und Polizei gewappnet glaubt, um die Bedrohung der Monarchie von Seiten der Sozialdemokratie erfolgreich überwinden zu können, hat man die Schreckmittel der Hölle herbeirufen zu müssen geglaubt, und diese von Grund aus herbeiznschaffen, soll die Kirche besorgen. Das ist des Pudels Kern, welcher ein Teufelspudel ist. Und die alte vornehme Fallacie, daß der Teufel Schildwache stehen müsse, damit kein Schaden geschieht, ist wieder zum Vorschein gekommen. Mit dem faden Trünklein der sozialpolitischen Versorgungsgesetze und mit dem scharfen Schwert des Sozialistengesetzes hat man es versucht, den Schaden der Sozialdemokratie zu kuriren. Es ist nicht geglückt. Jetzt soll die Furcht vor dem höllischen Feuer zu Hilfe genommen werden."

---

* Der von einem **Aachener „Organisationskomitee"** verbreitete **„Aufruf an die deutschen Katholiken"** zur Äußerung einer lebhafteren Agitation für die Wiederherstellung der weltlichen Macht des Papstes und zur Absendung entsprechender Massenpetitionen an den König Humbert fängt an, der **Centrumspartei** unangenehm zu werden. In einer anscheinend auf Bestellung angefertigten Aachener Korrespondenz der „Germania" wird von dem Aufruf gesagt:

daß derselbe weder direkt noch indirekt von den maßgebenden Kreisen der Aachener Centrumspartei ausgegangen ist, die erst durch die Lokalblätter davon Kenntniß erhalten haben. Es scheint fast lebigtich um ein einseitiges Vorgehen des unterzeichneten „Organisationskomitees", das ohne jede Fühlung mit der Leitung unserer Partei ist; sonst wäre der „Aufruf" selbstverständlich nicht erschienen. Wie man in Aachen glaubt, ist die Idee desselben dem Ehrgeize und Größenwahn eines oder zweier Männer ohne jegliche Bedeutung entsprungen, welche gern eine Rolle spielen möchten und sich in Folge dessen in anmaßender Weise um Dinge bekümmern, von denen ihnen das eigentliche Verständniß abgeht, wodurch sie in dortigen Centrumskreisen auch schon häufig lästig geworden sind. Es ist nur unverständlich, daß ruhig denkende, von bester Meinung beseelte Bürger diese Sachlage nicht durchschauen und sich von jenen kleinen Gemeegrosen ins Schlepptau nehmen lassen. Der absoluten Bedeutungslosigkeit der Letzteren wegen hat man denn auch seitens der maßgebenden Stellen der Aachener Centrumspartei davon abgesehen, die Angelegenheit öffentlich zu berühren.

Eine derartige Ablenkung, die billiger ist als Brombeeren, hätte nur dann irgend welchen Werth, wenn die Centrumspartei durch ihre leitenden Organe ausdrücklich den Inhalt des fraglichen Aufrufs, der Zwietracht zwischen Deutschland und Italien zu säen geeignet ist, verurtheilen würde. Aber die Herren hätten sich wohlweislich, offen Farbe zu bekennen. Und das — läßt tief blicken!"

---

* Das Feldgeschrei **„hie Christenthum, hie Atheismus!"** wird rasch von unserem politischen Kampfplatz verschwinden. Die harte Alternative, welche der gegenwärtige Reichskanzler „vor versammelstem Kriegsvolke" zur Entscheidung stellte, hat die nicht genug zu schätzende Bedeutung, Klarheit geschaffen zu haben. Man empfindet in allen gebildeten Kreisen unseres Volkes ganz genau, welch eine ungeheure Gefahr unserer gesammten Entwickelung droht, sobald es den ausschlaggebenden Machtfaktoren wirklich gelingen sollte, ihre Pläne durchzuführen, das heißt, die Freiheit der Gewissen, die Bekenntnißfreiheit in des Wortes wahrer Bedeutung zu ersticken und die Menschen zu zwingen, einen sogusagen abgestempelten Gottes- und Religionsbegriff einzig und allein gelten zu lassen. Gegen solch ein Unterfangen sträubt sich das allgemeine Bildungsbewußtsein unserer Zeit. Mehr oder weniger eingehend muß jeder denkende Mensch seine sittlichen und religiösen Begriffe und er fragt sich alsdann, wie er denn zu jener Alternative selber stehen mag? Man beginnt gewisse Grundfragen lebhafter zu erörtern als es seit langer Zeit der Fall gewesen. Der dem deutschen Geiste eigene Sinn, religiöse Probleme zu erörtern, sich in theologische Fragen zu vertiefen, scheint von Neuem erwacht zu sein, und auch die weiten Kreise gebildeter Laien werden auf das Tiefste von diesen „Imponderabilien" betroffen. Diese Erregung um gewisse ideelle Vorstellungen ist an und für sich schon ein sehr hoher Gewinn, denn sie verleiht unserem Leben außerdem Kampfe ums Dasein doch eigentlich erst seinen wahren Inhalt. Insofern mag man für die Aufstellung jenes Schlachtenpaniers dankbar sein. Wer irgendwie an diesem Geistes-kampfe unserer Zeit lebendigen Antheil nimmt, der fühlt sich unwiderstehlich dazu getrieben, seine Meinung offen auszusprechen. Und das ist ein weiterer Gewinn, der aus dem in die Massen geworfenen geistigen Gährungsstoff erwächst. In der „Allgemeinen deutschen Universitätszeitung" läßt sich soeben solch eine tapfer klingende Stimme vernehmen. Da heißt es in einem Aufsatze, in welchem der kirchliche Gottesbegriff und seine Beziehung zur heutigen Wissenschaft erörtert wird: „Man gebe daher Gedankenfreiheit und zwänge uns nicht in veraltete Formeln. Es sei jedem gestattet, sich seinen Gottesbegriff selbst zu schaffen. Es entspricht dies auch ganz den Worten Friedrichs des Großen: es könne jeder nach seiner Façon selig werden. Da uns das Wesen der Gottheit verschleiert ist, so macht sich jeder entsprechend seinem Bildungsgrade und seinem mehr oder weniger tiefen Eindringen in die Weltvorgänge eine Vorstellung von Gott. Wohl die wenigsten werden sich heute noch Gott, trotzdem der Begriff mit der Muttermilch eingesogen und den Kindern aufgezwängt wird, so vorstellen, wie es das Dogma will; selbst nicht einmal die Mehrheit der Theologen. Von ihnen wird mancher nur äußerlich es so bekennen, um nicht hochnothpeinlich verfolgt zu werden. Jemand, der sich nach Lage des bisherigen Erkenntnißstandes der Naturwissenschaft eine Weltanschauung gebildet hat, wird sich dementsprechend seinen Gottesbegriff bilden. Sind nun Alle, die obiger Anschauung huldigen, Atheisten? Keineswegs! Je eingehender sich Jemand seine Weltanschauung entwickelt, um so gottesfüllter, um so religiöser wird er sein. Was heißt denn Religion? Dem Worte und dem Sinne nach heißt es das Gefühl der Abhängigkeit von höheren Mächten, das Gefühl des Gebundenseins an höhere Gewalten! Wer einen Einblick in das Weltengetriebe gethan, wird dies Gebundensein um so stärker empfinden, wird also religiöser sein als die Kirchlichen, welche glauben durch Opfer und Gebete das ewige göttliche Gesetz beeinflussen und abändern zu können. Suum cuique! Man lasse jedem seinen Gott! Dann ist keiner gottlos, selbst diejenigen nicht, welche sich einbilden, es zu sein und sogar damit prahlen, weil sie sich hoch erhaben fühlen, daß sie den kirchlichen Gottesbegriff abgestreift haben. Unnöthiges und unreifes Gefühl! Der kirchliche Gottesbegriff ist nur noch ein Gewohnheitsbegriff, der noch ängstlich von kleinmüthigen Seelen hochgehalten wird, weil sie nichts Besseres dafür wissen und das Gefühl haben, daß Religion einen bessernden Einfluß ausüben müsse. Ja hat denn aber die kirchliche Religion die Menschheit besser gemacht? Die Geschichte spricht laut und deutlich dagegen. Wohl aber sehen wir, daß die, welche sich zu einer wahren Religion in Folge tieferen Erfassens einer Weltanschauung durchgerungen haben — hervorragend sittliche und menschenfreundliche Leute sind. — Man hat behauptet: Die Geister scheiden sich in Folge der religiösen Frage. Jawohl, sie sollen und müssen sich auch scheiden. Prüfe sich daher jeder, zu welcher Seite er sich zu schlagen hat. Dann erst werden wir klare Verhältnisse bekommen und wissen, was wir zu thun haben!"

---

* Mit einer leicht begreiflichen Genugthuung, um nicht Schadenfreude zu sagen, nehmen die „Hamb. Nachr." Kenntniß von der **„Wiederaufrollung der Sozialistenfrage"**. Die Berathungen im Reichstage, namentlich die Erklärung des Ministers der öffentlichen Arbeiten, des Herrn v. Thielen, hätten auf das Klarste die veränderte Haltung der Reichsregierung gegenüber der Sozialistenfrage dargethan. Es stehe nunmehr fest, daß in die Reichsbetriebe Arbeiter, die sich in agitatorische Bestrebungen gegen die bestehende Gesellschaftsordnung eingelassen, keinen Zugang finden. Dem gegenüber falle eine vor einigen Wochen von dem Staatssekretär v. Bötticher gethane Aeußerung, daß er derartige sozialistische Agitatoren ausschließende Bestimmungen nicht kenne, gar nicht ins Gewicht. Mit einer nicht im Mindesten verhehlten Befriedigung konstatirt das offiziöse Hamburger Blatt des Fürsten Bismarck, daß in der Behandlung der Sozialdemokratie „die Maxime des Herrn v. Thielen und nicht diejenige des Herrn v. Bötticher herrscht". „Die Hoffnung, wenn eine solche überhaupt von den „regierenden Kreisen" beim Beginn „der neuen Aera" gehegt wurde, nämlich daß man die Sozialdemokratie „durch Milde und Nachgiebigkeit allmälig würde umwandeln können," ist jetzt wohl endgiltig geschwunden. Man ist inzwischen eines Anderen belehrt, und nur Naturen, welche den schwierigen Problemen grundsätzlich aus dem Wege gehen, mögen das im Augenblick vielleicht noch nicht Wort haben wollen". Daß der Herr Minister v. Thielen nicht zu diesen Naturen gehört, ergiebt sich aus den Bemerkungen, welche der Fürst Bismarck in seinem Organe veröffentlicht, von selbst. Man hat somit nur die Wahl zwischen Herrn v. Bötticher und dem Grafen v. Caprivi und jede Vermuthung spricht dafür, daß der Erstere gemeint sei. Ganz besonders bemerkenswerth ist die Bezeichnung des ersten Amtsjahres des Ministeriums Caprivi als das „der neuen Aera". Es liegt eine starke geschichtliche Pikanterie in dieser Anspielung, und sie ist, mit Rücksicht auf die maßgebende höchste Regierungsstelle, meisterlich gewählt. Der Alte aus Friedrichsruh versteht sich noch immer auf die psychologische Behandlung der Dinge und der wirkenden Faktoren! „Die neue Aera!" Dieser Vergleich giebt zu denken. Glaubt der Fürst Bismarck im Ernst, daß seine Zeit schon wiederum gekommen? Daß er zum zweiten Male berufen sei, diese verkrachte „neue Aera" endgiltig zu schließen, um einen neuen, frischen fröhlichen Konflikt, wie gerade vor 30 Jahren in Preußen, so jetzt im Reiche einzuleiten? „Wohl ausgesonnen, Peter Lokomotivmann!" wäre man versucht auszurufen. Allein der Gedanke erscheint um gar nicht „so verflucht gescheidt". Die Gefahr, von dem Regen des Grafen Caprivi in die Traufe des Fürsten Bismarck zu kommen, ist nicht eben groß. An eine Wiederkehr des von den „Hamb. Nachr." so sehnlichst herbeigewünschten Sozialistenausnahmegesetzes ist wohl noch nicht zu denken. Bis zu diesem Grade von Entgegenkommen ist der stockreactionäre Theil im Centrum noch nicht reif. Fürst Bismarck ist allerdings der Meinung, daß sich im Centrum auch auf diesem Gebiete „ein Frontwechsel" vollzogen habe. Dürfte, so fragen wir, in diesem Falle der Wunsch nicht am Ende der Vater des Gedankens gewesen sein? Das gouvernemental gewordene Centrum ist augenblicklich bereit, mit dem Ministerium Caprivi-Zedlitz durch Dick und Dünn zu gehen. Aber so viel taktische Ueberlegung besitzen auch die gegenwärtigen Leiter der genannten Partei, um sich zu sagen, daß in dem Wiederaufrollen der Sozialistenfrage eine Lebensgefahr für das Centrum selbst enthalten sei. Und so konfliktlustige Mienen die Regierung auch immerhin annehmen mag, so kurzsichtig ist sie dennoch nicht daß sie zu dem Erregungsstoffe im Preußen, nämlich zu dem Volks-